



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.) : Drittes
Kapitel : Marionetten und Fäden.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Drittes Kapitel.

Marionetten und Fäden.

Ich sehe wohl, wir, die wir leben, insgesammt,
Wir alle sind Scheinbilder, leere Schatten nur.



reiherr Simon von Lovendal war in kurzer Zeit nach dem Unglücksfall und Tode seines geliebten einzigen Kindes mehr gealtert als vorher in zehn Jahren und rechtfertigte in seinem äußern Aussehen wohl die trübe Prophezeiung seiner Nichte Clara Stahlhardt.

Die Munterkeit seines Blicks, die behagliche Ruhe seiner Bewegungen hatte sich verloren. Er konnte stundenlang in trübem Sinnen über den Kursberichten brüten, und seine Stimme schallte nur noch selten durch die Sprachrohre in die Comptoirs. Er war bleich, abgefallen und weißhaarig in wenig Wochen geworden.

Mein Sohn sagte mir am Tage vor seinem Tode — so sprach er zum Grafen von Hüningen, den er zu sich hatte bitten lassen —, daß er wünschte, ich hätte keine Hypotheken auf Ihrer Besizung stehen. Mein Sohn war sehr traurig an dem Tage, aber er dachte mit Liebe an Ihre Tochter Hyazinth.

Zwei einzelne Thränen stahlen sich die welken Wangen des Greises hinab. Der Graf faßte die Hand des Trauernden und drückte sie mit Herzlichkeit.

Ich möchte, daß mein Sohn keinen Wunsch gehabt hätte, den ich ihm nicht erfüllte, fuhr der alte Bankier fort, und ich habe Sie bitten lassen, zu mir zu kommen, Herr Graf, weil ich Ihnen habe zu sagen, daß ich keine Hypotheken mehr auf Ihrem Gute stehen habe.

Der Graf blickte bestürzt auf.

Hier sind die Dokumente, sagte der Greis, ich lege sie in Ihre Hände. Ihr Schloß und Gut sind schuldenfrei.

Der Graf nahm farblos und mit pochendem Herzen den Stoß gestempelter Papiere, den der Bankier von seinem Tische nahm und ihm entgegen reichte. Er sah, es waren die Schulddokumente, welche den Anlaß zur Verlobung seiner Tochter mit dem unglücklichen jungen Manne gebildet hatten. Er konnte sich im ersten Augenblicke nicht fassen, er verstand nicht gleich, was dies zu bedeuten habe. Er konnte sich nicht denken, daß der Bankier ihm die ganze große Summe, welche die Qual und den Druck seines Lebens bildete, schenken wollte. Der Gedanke war ihm zu fremd und undenkbar.

So stand er eine Minute lang in stummem Staunen.

Aber es war wirklich so. Der alte Mann wollte die Trauer um seinen Sohn in der würdigsten Weise bethätigen.

Ihre Tochter Hyazinth hat geweint um Amadeus, sagte er. Sie ist ein gutes Mädchen, sie hat Amadeus geliebt. Amadeus hat sie sehr geliebt, das weiß ich, und ich handle in seinem Namen und Auftrag, wenn ich ihrem Vater seine Schuld erlasse. Nehmen Sie die Papiere mit, Herr Graf, oder stecken Sie sie ins Feuer, die Schuld ist quittirt.

Ebler Mann! sagte der Graf und blickte den unglücklichen Vater mit feuchten Augen an.

Er war verwundert und von Achtung durchdrungen vor dem Herzen, das im Unglück doch Wohlthaten erwies. Aber sein Stolz gestattete ihm nicht, das Geschenk anzunehmen. Er legte die Papiere auf den Schreibtisch und ergriff beide Hände des Bankiers.

Mein Freund, sagte er, ich bin Ihnen dankbar, als hätte ich dieses ungeheure Geschenk angenommen, und es thut mir unbeschreiblich wohl, einer solchen Gesinnung zu begegnen in dieser von niedrigem Egoismus erfüllten Welt. Aber annehmen kann ich das Geschenk nicht.

Betrachten Sie es nicht als ein Geschenk, sagte der Bankier, denken Sie, es sei das Vermächtnis meines Sohnes und ich sein Testamentsvollstrecker. Und errichten Sie zu seinem Andenken in Ihrem Stammschloß unter den Steinbildern Ihrer Ahnen ein marmornes Denkmal für ihn.

Es ist nicht möglich, erwiederte der Graf nach einer gedankenvollen Pause.

Der Bankier richtete einen finstern Blick auf ihn.

Mißverstehen Sie meine Motive nicht, sagte der Graf. Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Gesinnung, aber ich kann nicht eine Wohlthat annehmen, die ich mit nichts erwidern kann. Das Gefühl einer solchen Verpflichtung würde mich zu Boden drücken. Nur von seinem Souverän kann ein Edelmann Geschenke annehmen.

Er erhob sich zur vollen Höhe seiner schlanken Gestalt, neigte dann aber den feinen Kopf mitleidig zu dem Greise herab, der zusammengesunken in seinem Armstuhl saß.

Ihres Sohnes Denkmal soll in meinem Schlosse errichtet werden, sagte er, seinen Arm um des trauernden Vaters Schultern schlingend, und ein unvergängliches Denkmal Ihres Edelsinns ist schon in meinem Herzen aufgerichtet. Gott hat nicht gewollt, daß unsre Familien mit einander vereinigt würden, und das Bild des Glückes, welches wir uns vorstellten, ist durch eine höhere Fügung ausgelöscht worden. Aber vereinigt sind wir doch in der Achtung, die ich vor Ihnen hege, und in der Sympathie, die das Unglück zwischen uns erzeugt hat. So hoffe ich, daß wir den Abend unsers Lebens uns gegenseitig durch die Freundschaft erhellen werden.

Der Bankier ergriff des Grafen Hand, und indem er seinen Blick zu dessen Gesicht erhob, schimmerten Thränen der Rührung in seinen Augen.

Syazinth, sagte der Graf, als er zu Hause angekommen war, ernsthaft zu seiner Tochter, es ist mir angenehm gewesen, daß Graf Falkenfels sich in den letzten Wochen selten bei uns hat sehen lassen. Er zeigt darin einen Takt, den ich schätze. Du wirst es zu arrangiren wissen, daß dies Verhältnis ein dauerndes bleibt. Ich wünsche eine völlige Zurückgezogenheit während unsrer Trauer.

Graf Falkenfels, entgegnete Syazinth mit bleichem Gesicht, teilt mir soeben durch ein Billet mit, daß er Urlaub genommen hat, um eine russische Expedition am Kaspiischen Meere mitzumachen.

Desto besser, sagte der Graf.

Während dessen hatte der Bankier eine Unterredung mit seinem Rechtsanwält.

Dieser gewiegte Geschäftsmann, bekannt wegen seiner außerordentlichen Menschenkenntnis und seines Scharfblicks im Erspähen der verborgensten Dinge, stattete dem Freiherrn von Lovendal Bericht ab über seine Nachforschungen in Bezug auf die Herkunft der Sängerin Chepa de Molini.

Der alte Bankier hatte freilich schon der Meinung seines Sohnes zugestimmt, daß sie die Tochter seines auf Cuba umgekommenen Bruders sei, und er war sogar in finstern Augenblicken zu dem Glauben geneigt, Amadeus' Tod sei die göttliche Strafe dafür, daß er diese nahe Verwandte nicht hatte anerkennen wollen, aber er wollte doch ganz sicher gehen und hielt es nicht für ganz unmöglich, daß Amadeus sich geirrt habe.

Aber der Bericht des Advokaten bestätigte in allen Stücken die Mitteilung, welche Amadeus gemacht hatte. Ja sogar Chepa selbst hatte auf die geschickte persönliche Anfrage des Advokaten zugestanden, daß sie auf Cuba geboren und die Tochter Benjamin Lovendals sei, sobald sie darüber Sicherheit erhalten hatte, daß diese Aussage ihr keinen Nachteil bringen würde. Von ihren Verwandten in Europa wußte sie nichts, hatte auch infolge ihrer Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache noch nichts von dem reichen Bankier Freiherrn von Lovendal vernommen.

Nachdem der Advokat ihm diese Aufschlüsse gegeben und ihm auch über die Lebensweise der Sängerin seine Erkundigungen mitgeteilt hatte, versank der

Bankier in tiefes Brüten. Er war in früheren Zeiten niemals zweifelhaft gewesen über das, was er zu thun habe, sondern hatte mit der frischen Energie eines gefunden, praktischen Geistes stets rüstig zugegriffen ohne langes Bedenken. Aber der Schlag, den er erhalten, indem er die Hoffnung und den Trost seines Lebens so jäh verloren hatte, war so lähmend für ihn gewesen, daß er jetzt oft in Zweifel und Unentschiedenheit schwankte, sorglich das Für und das Wider abwägend und dabei doch von dem Gefühl niedergedrückt, daß dem unerbittlichen Schicksal gegenüber alles Streben umsonst sei.

Er war geneigt, seine Richte zu sich kommen zu lassen, sie in seine Arme zu schließen und als seine Tochter aufzunehmen, aber dann trat die Gestalt seines Sohnes vor seine Erinnerung, der unmittelbar vor seinem Tode so heftig gegen diese Anerkennung gesprochen hatte, und er scheute sich, etwas zu thun, was gegen dessen Wunsch gewesen war. In seiner tiefen Trauer trieb er einen heiligen Kultus mit den Erinnerungen an Amadeus.

Endlich kam er auf die Idee, einen Mittelweg einzuschlagen und zu gleicher Zeit die Pietät gegen seinen Bruder Benjamin und seinen Sohn, wie den Stolz auf seine Familie und sein Vermögen zu befriedigen.

Auf diese Idee kam er durch die Mitteilung des Advokaten, daß die Sängerin einen Kreis von Anbetern um sich versammelt habe, unter denen der Prinz von Parolignac, Graf von Viffa, der namhafteste sei.

Er ließ den Prinzen, dessen Vermögen er verwaltete, in Geschäftsangelegenheiten zu sich bitten und teilte dem Advokaten mit, daß er ein neues Testament machen wolle.

Die Folgen der Unterredung des Bankiers mit dem Prinzen wurden sehr bald in weiteren Kreisen fühlbar, zunächst der Sängerin selbst und ihrem treuen Alfons Stahlhardt, der, durch hoffnungsreiche Ausichten auf Bezahlung seiner Schulden neu gestärkt, sich mit verdoppeltem Eifer in ihr Gefolge begeben hatte.

Warum sind Sie so ernsthaft, meine Schöne? fragte er sie eines Nachmittags, als er sie auf dem Flügel begleiten wollte und sie sich träumerisch an das Instrument lehnte und ihn mit ihren glühenden schwarzen Augen ansah.

Ich denke nach, entgegnete sie.

Worüber, wenn ich fragen darf?

Die Sängerin wollte es nicht sagen. Sie seufzte und setzte sich an das Fenster, um auf die Straße zu sehen und dabei in ihrem Album zu blättern. Alfons blickte ihr über die Schulter.

Welche Reihe verschiedenartiger Gesichter! sagte er. Waren Sie auch in Persien und Medien, Lydien und Pamphylien?

Dicht dabei, versetzte sie.

Wer ist der Mann mit dem länglichen Gesicht und den chinesischen Augen?

Dieser hier? Das ist der Graf Lewuschin, Intendant der italienischen Oper in Petersburg.

Wie kommt er in Ihr Album?

Ich gastirte dort.

Davon haben Sie mir nie erzählt.

Es war nur für ganz kurze Zeit. Ach, wenn Sie Petersburg sähen, lieber Freund, da würden Sie sich wundern. Da ist es ganz anders als hier.

Schöner oder schlechter?

Amüsanter. Da wird gar nicht geheuchelt, sondern alle Welt vom Großfürsten bis zum Gardeleutnant gesteht offen ein, daß sie sich amüsiren will.

Haben Sie das in der kurzen Zeit gemerkt?

Ja, mir ging es sonderbar, echt russisch. Gleich nachdem ich zum erstenmale aufgetreten war, machte mir ein junger Großfürst einen Antrag, und ich wies ihn natürlich zurück, denn was sollte er von einer anständigen Dame denken, die schon beim ersten Antrag auf seine Propositionen eingegangen wäre? Ich kannte eben Petersburg noch nicht. Da sagte mir Graf Lewuschin ganz ruhig: Mademoiselle, Sie sind zu tugendhaft für uns, ich rate Ihnen, sich einen andern Schauplatz für Ihre künstlerischen Triumphe auszusuchen. Und ich reiste sofort ab.

Alfons lächelte schwach und fühlte eine starke Regung von Eifersucht. Er liebte die Sängerin sehr, aber diese Erzählung klang ihm verdächtig.

Die Sängerin klappte das Album zu, legte es weg und fragte: Was haben Sie für eine Religion?

Ich denke, die Berliner, antwortete Alfons.

Reden Sie nicht so gottlos, sagte sie und schlug ihn mit dem Fächer auf die Wange. Sagen Sie es gleich!

Ich habe eine ganz trostlose Religion, ich verehere die Göttin Chepa.

Sie sind unaufrichtig, kein vernünftiges Wort kommt heute aus ihrem Munde. Was haben Sie für eine Religion?

Nun, was hat man hier für eine Religion? Ich bin natürlich Protestant, evangelisch, oder wie Sie es nennen wollen.

Da kommen Sie in die Hölle, sagte Chepa.

Ich bin schon darin, durch Ihre Schuld. Aber was haben Sie für eine Religion?

Ich bin katholisch.

Da kommen Sie in den Himmel.

Reden Sie nicht so schreckliche Sachen, Alfons, wir wollen Gott bitten, daß wir nicht so bald in den Himmel kommen. Man soll nicht blasphemiren, das verbietet die Kirche. Aber sagen Sie mir im Ernste, Alfons, was soll ich thun? Sie sind mein Freund. Was denken Sie vom Prinzen von Parolignac? Er ist katholisch.

Was denken Sie vom Prinzen von Parolignac? Er ist katholisch? Ist das auch eine Frage? Was wollen Sie mit dem Prinzen und dem Katholizismus?

Einen Katholiken könnte ich heiraten, sagte Chepa.

Heiraten? Wen wollen Sie heiraten? fragte Alfons mit heftigem Tone.

Nun, mein Gott, ich will niemand heiraten, versetzte die Sängerin. Die Sache ist nur, daß der Prinz sich mir gegenüber erklärt hat. Aber ich weiß nicht, was ich thun soll. Ich bin hier fremd und kenne das Land nicht. Ich weiß nicht, ob es ein richtiger Prinz ist, und ich weiß überhaupt gar nichts. Gehen Sie, Sie sind ein garstiger Mensch!

Die Sängerin brach in Thränen aus und verhüllte ihr Gesicht, so weit ihr spitzenbesetztes Taschentuch dazu ausreichte. Aber Alfons war so böse, daß er that, als achte er nicht darauf. Er nahm das Album und sah die mongolischen Augen des Grafen Verwischin an, ohne indeß zu wissen, was er sah.

Sie haben zuweilen sonderbare Einfälle, Chepa, sagte er endlich, als die Sängerin weiter schluchzte.

Ich habe keinen Freund, erwiederte sie, alle Menschen sind schlecht gegen mich, und Sie auch. Aber von Ihnen hätte ich es nicht erwartet.

Der Streit zwischen den beiden zog sich noch eine Weile hin, doch endlich siegte der praktische Verstand der Sängerin, und das Gespräch lenkte in verständigere Bahnen. Die Spanierin gestand, daß sie große Neigung habe, den Heiratsantrag des Prinzen anzunehmen, wenn sie nur wüßte, ob sie es mit Sicherheit thun könnte, nämlich mit der Sicherheit, daß er den Prinzentitel mit Recht führe und ein gutes Vermögen habe. Sie schien auf ihren Reisen eine schlechte Meinung von Prinzen im allgemeinen gewonnen zu haben. Alsdann entwickelte sie ihre Gründe.

Singen, meinte sie, sei ein gutes Geschäft, aber es sei nicht unbedingt sicher. Eine Krankheit, eine Erkältung, ein Unfall könne sie ihrer Hilfsmittel berauben. Den Prinzen von Parolignac zu heiraten, das sei die glänzendste Wendung, welche ihr Schicksal nur nehmen könne, immer vorausgesetzt, daß er wirklich der grand seigneur sei, der er zu sein scheine. Sie wünschte also ihren Freund Alfons damit zu beauftragen, daß er ihr Ratgeber in dieser wichtigen Sache sei, welche sie um so weniger zu übersehen vermöge, als sie ganz fremd in Deutschland sei und nicht einmal deutsch verstehe.

Alfons war nach diesen Eröffnungen im höchsten Grade verwundert und bestürzt. Er würde vielleicht weniger verwundert gewesen sein und er würde vielleicht einen Lichtblick erhalten haben, wenn ihm die Sängerin von ihrem Gespräch mit dem Anwalt des Barons Lovendal erzählt hätte, aber sie besaß diese Offenheit nicht. Sie fürchtete, bei Alfons einen ungünstigen Eindruck hervorzurufen, wenn sie ihn wissen ließe, sie sei auf Cuba geboren und keine Molini, denn er hätte zu leicht auf die Vermutung kommen können, der türkische Dragoman habe mehr Recht, als sie, Chepa, bis jetzt zugestanden hatte.

Sie machte sich indeß schwerlich eine deutliche Vorstellung von dem Schmerz, den sie Alfons durch diese Eröffnungen zufügte. Sie hatte ihn lieb, aber empfand für ihn mehr schweesterliche Zuneigung und freundschaftliches Vertrauen, er dagegen liebte sie in ganz anderer Weise.

Als sie ausgesprochen hatte und er nun klar erkannte, daß sie wirklich im Ernste rede und daß eine Verbindung zwischen ihr und dem Prinzen im Werke sei, stand er auf, nahm Mütze und Degen, trat mit flimmerndem Zornesblick vor die erschrockene Freundin hin und sagte ihr für immer Lebewohl. In heftigen Worten erklärte er ihr, daß sie ein ganz herzloses Wesen sei, wenn sie erwarte, daß er ihr noch behilflich sein solle bei einer Heirat, die ihn unglücklich mache. Er wisse ja sehr gut, daß er selbst keine Ansprüche an ihren Besitz erheben könne und daß sie ganz die Person sei, sich an den Meistbietenden zu verkaufen, aber er hätte doch eine solche Zumutung von ihrer Seite nicht erwartet. Damit ging er fort und fühlte sich unglücklicher als je vorher. Er hatte, als die Last der Schulden von ihm genommen war, sich für eine kleine Zeit so sehr wohl gefühlt, und nun mußte ihm ein solcher noch viel größerer Kummer auf die Seele fallen! Womit hatte er das verdient?

Er zürnte ernstlich mit dem Schicksal. Warum war er in Verhältnisse hineingeworfen, die mit seinen Anlagen und Neigungen gar nicht übereinstimmten? Er hatte so viel Sinn für die Kunst, so viel Liebe für alles Schöne, ein so ausgeprägtes Wohlwollen gegen alle Kreaturen, einen so scharfen Geist, so viel Liebe zur Wissenschaft. Und mit alledem war er ein armer Offizier, der diese edeln Eigenschaften gar nicht gebrauchen konnte, der durch sie im Gegenteil nur in tausend Fatalitäten geriet. Hätte er nicht einen Vater haben müssen, der ihm jährlich zwanzigtausend Thaler zahlte? Gab es einen Menschen in der Welt, der diese Einnahme in würdigerer Weise hätte verthun können als er? Er würde ein Mäcen für alles Edle und Erhabene geworden sein und dazu — die Sängerin Molini geheiratet haben.

Ja, die Sängerin Molini geheiratet haben! Der Gedanke war der Stachel, der ihn durchbohrte und alle die übrigen trüben Betrachtungen und den heftigsten Groll gegen die Vorsehung hervorrief. Nun mußte er sehen, daß dieser verhaßte glückliche Prinz, der blasirte, hochmütige, unverschämte Mensch dieses himmlische Geschöpf erhielt. Wer da hat, dem wird gegeben, sagte sich Alfons. Er lachte bitter, besuchte eine Gesellschaft ausgelassener Künstler und Literaten, trank aus Verzweiflung zwei Flaschen Wein, spielte Hazard, verlor alles Geld, das er besaß, dazu die doppelte Summe auf Ehrenwort und ging um vier Uhr Morgens sehr grimmig zu Bett.

Die Spanierin ihrerseits war nach dem Weggange ihres bisherigen Freundes und Ratgebers ganz in Gedanken verloren wohl eine volle Stunde lang auf demselben Fleck sitzen geblieben, dann hatte sie dem Rechtsanwalt des Barons von Lovendal ein Billet geschrieben und ihn gebeten, sie zu besuchen.

Sie wollte genau wissen, warum er sie nach ihrer Herkunft befragt habe, und sie wollte durch ihn Auskunft über den Prinzen von Parolignac erhalten.

Der Prinz war zu derselben Stunde bei seinem Freunde, dem Grafen von Falkenfels, der das Einpacken seiner Feldequipirung überwachte, nachdem er

soeben ein Telegramm des Kriegsministers Miljutin erhalten hatte, welches ihn anwies, sich auf dem kürzesten Wege zum General Skobelew nach Drenburg zu begeben.

Der Graf prüfte den Mechanismus seines Revolvers und hörte, ohne eine Miene zu verziehen, die Ankündigung seines Freundes an, er gedenke demnächst seine Verlobung mit der Sängerin zu publiziren.

Warum gratulirst du mir nicht, Viktor? fragte der Prinz.

Ich gratulire dir, sagte der Graf.

Aber billigst du denn meine Wahl auch?

Mein lieber Meriadee, du hast die Gewohnheit, zu thun, was dir gefällt und dazu andre Leute zu fragen, was sie davon meinen. Aber ich habe nicht die Gewohnheit, ganz überflüssige Gutachten abzugeben.

Ich will dir etwas sagen, Viktor, die Sache liegt tiefer. Ich will dir meine Gründe auseinandersetzen. Du wirst dich wundern, wenn du hörst, daß die Molini eigentlich eine geborene Lovendal und die Nichte unsers dicken Geldbarons ist, was jedoch bis nach der Hochzeit noch Geheimnis bleiben soll.

Mein lieber Freund, ich habe mir das Wundern gänzlich abgewöhnt, sagte der Graf, steckte den Revolver in das Futteral und prüfte die Schneide seines Palasches.

Dann wird es dir auch nicht wunderbar sein, fuhr der Prinz fort, wenn ich dir gestehe, daß meine Vermögensverhältnisse eine kleine Auffrischung recht gut vertragen können. Du weißt, wie viel dazu gehört, in jetziger Zeit auf einem einigermaßen anständigen Fuße leben zu können. Ich habe mein Haus in Paris, ich habe das Schloß in der Normandie, ich habe das Schloß auf meiner deutschen Besitzung, und alles das kostet sehr viel zu erhalten, während die Einnahmen vom Landbesitz jährlich kleiner werden. Wir Edelleute, die wir unser Vermögen nicht vermehren, werden ganz von selbst immer ärmer, je weiter die sogenannte Kultur vorschreitet. Frau von Maintenon, die eine sehr verständige, einsichtige Dame war, berechnete im Jahre 1680, was ihr Bruder mit seiner Frau jährlich gebrauche. Diese Leutchen wohnten zur Miethe in einem angenehmen Hause in Paris, hatten zehn Domestiken, vier Pferde, zwei Kutscher, die nicht mit zu den Domestiken gerechnet wurden, und hatten jeden Tag ein gutes Mittagessen. Frau von Maintenon berechnet ihre jährliche Ausgabe zu neuntausend Franken, und sie fügt noch dreitausend Franken hinzu für Spiel, Theater und das, was sie les fantaisies et les magnificences de Monsieur et de Madame nennt. Nun siehst du, lieber Viktor, im Jahre 1780 konnte man das in Paris kaum für vierzigtausend Franken haben, und im Jahre 1880 wird es zweihunderttausend kosten. Die Rente, die meinen Urahn zum reichen Manne machte, sichert mir heute nur ein dürftiges Auskommen. So sehr ich mich einschränke — lebe ich doch hier in Berlin als Junggeselle im Hotel und habe so gut wie keine Dienerschaft und nur drei Pferde —, ich gebrauche jetzt jährlich etwa zwanzigtausend Francs mehr als ich einnehme. Da ist mir eine reiche Verbindung wünschenswert, und der alte Lovendal wird seine Nichte sehr anständig ausstatten.

Das ist alles recht gut, entgegnete der Graf, und ich bin auch der Meinung, daß man auf seine Verhältnisse Rücksicht nehmen soll, wenn man heiratet. Aber damit ist doch noch nicht gesagt, daß man Geldbrückichten zu den allein entscheidenden machen soll.

Das sagst du wohl, erwiderte der Prinz, aber ich versichere dir, es ist nicht gar so leicht, hier die richtige Grenze zu ziehen. Gehe ich nicht seit fünf-

zehn Jahren auf Freiersfüßen? Ich habe meine Erfahrungen gemacht. Die Welt ist nicht ganz so eingerichtet, wie man sie malt. Mir ist es bis jetzt immer so gegangen, daß just das Wesen, welches ich gern geheiratet hätte, so arm war wie eine Kirchenmaus.

Mein lieber Meriadec, du hast immer deine Gründe und verstehst es, dir die Dinge zurechtzulegen. Ich erinnere mich noch recht wohl deiner früheren Ansichten über das Heiraten. Aber wenn ich auch über alles andre hinwegsehen will — muß es denn gerade eine spanische Sängerin sein?

Ich habe dir aber doch gesagt, daß sie gar keine Molini ist, sondern eine Lovendal.

Desto schlimmer.

Wie so desto schlimmer?

Ich hatte nicht erwartet, daß du das alte Geschlecht der Parolignacs in einer Maultier-Rasse fortsetzen wolltest.

Mein lieber Viktor, ich muß offen gestehen, daß ich nicht begreife, wie ein Mann, der auf der Höhe der modernen Weltanschauung steht, sich noch in den Banden der mittelalterlichen Vorurteile von Stammesreinheit befinden kann. Was bedeutet denn das, wenn jemand von Reinheit des Blutes spricht? Meint er damit gute Säfte, die ihm also eine leichte Verdauung ermöglichen, meinetwegen! Aber meint er, daß das Blut in adlichen Familien besser sei als in andern, so verstehe ich ihn nicht mehr. Die Zusammensetzung eines normalen Blutes ist immer dieselbe, und ich bin viel zu guter Katholik, um annehmen zu können, daß die Beschaffenheit des Blutes, selbst wenn sie verschieden sein könnte, auf die Wirkung der göttlichen Gnade in uns von Einfluß sein könnte. Darauf aber kommt es vor allem an. Ich will fromme Kinder haben, keine Kinder von ungemischtem Blut. Außerdem stehe ich unter französischem Gesetz, und jede Ehe, die ich eingehe, ist legitim. Mesalliancen kennt der code civil nicht.

Und daß es eine Jüdin ist, kümmert dich wohl auch nicht?

Eine Jüdin! sagte der Prinz. Und das ist von Einfluß auf dein Urtheil über meine Verlobung?

Von sehr großem Einfluß, mein lieber Meriadec, und ich wundre mich, offen gestanden, über deine Frage.

Es ist merkwürdig, sagte der Prinz, in welchen Vorurteilen wir Menschen allesamt leben! — Ich will deiner Abtammung nicht zu nahe treten, Viktor, meiner eigenen auch nicht, aber, Hand aufs Herz, sind wir wohl so ganz sicher über alle Angaben unsers Stammbaumes? Es giebt einen gewissen Punkt, in welchem alle Menschen sterblich sind, und wenn ich bedenke, wie bunt die Welt ist und wie viele Völkerstämme so nach und nach durch Europa hindurchgewandert sind — kennst du den Grafen Gobineau, oder wenigstens seine Schriften? Er hält nicht viel von der Echtheit unsers Blutes.

Den Grafen Gobineau kenne ich nicht, lieber Meriadec, auch nicht seine Schriften. Aber dich kenne ich ganz genau. Du windest dich mit Ausflüchten um die Wahrheit herum und weißt doch ganz genau, daß keine Beschönigung die einfache Thatsache aus der Welt schaffen kann, daß Fräulein Chepa de Molini eine Jüdin ist.

Das bestreite ich durchaus, mein bester Viktor. Chepa ist getauft, schon vor zehn Jahren. Sie ist eine Katholikin!

Ah, sie ist eine Katholikin? Das ist etwas andres! sagte der Rittmeister mit einer Betonung, die den Prinzen lächeln machte.

Doch ward sein Gesicht gleich darauf wieder ein ernstes. Es thut mir leid, zu bemerken, wie wenig Kraft du dem Taufwasser zuzutrauen scheinst, sagte er. Aber selbst angenommen, du hättest Recht: ich finde es tadelnswert, daß du voraussetzest, eine Jüdin sei schlechter als andre Damen. Hat dies unglückliche Volk nicht schon genug gelitten, so lange es auf der Erde herumzieht, daß ihr in unsrer humanen Zeit wieder anfangt, es feindlich zu behandeln? Ich dächte, es wäre schon genug von Unglück und Elend verfolgt worden, so daß christliche Völker sich ein Verdienst daraus machen sollten, es zu heben und zu beglücken. Lies doch nur einmal die Geschichte der unglücklichen Israeliten nach. Bei den Egyptern schon thaten sie Sklavendienste und wurden von diesen endlich in die Wüste gejagt, wo sie in der traurigsten Verfassung umherirrten, bis sie endlich durch die Gnade der Phönizier in einem unfruchtbaren Eckchen Ruhe fanden. Von allen umwohnenden Völkern wurden sie angefeindet und bekriegt, wurden von den Assyrern in die Gefangenschaft geschleppt und schließlich von den Römern in alle Welt zerstreut. Wohin sie kamen, waren sie bedrückt, und das ganze Mittelalter hindurch wurden sie von Spaniern und Deutschen, Engländern und Italienern, kurz von allen Nationen mißhandelt. Ich sollte meinen, sie verdienten Teilnahme und Schonung, aber nicht eine neue Verfolgung.

Wenn du solche Ansichten hast, mein lieber Meriadec, so heirate du nur deine Chepa. Meine Ansichten sind anders, die Juden sind mir widerwärtig, und ich glaube, sie müssen doch wohl etwas Unangenehmes an sich haben, sonst würden sie schwerlich, wie du sagst, von Anfang an bei allen Völkern der alten und neuen Zeit so unbeliebt gewesen sein. Ich wünsche dir viel Glück, habe aber nicht geglaubt, daß es einen Menschen gäbe, der so hartnäckig eine Meinung verteidigen würde, in der er von der Ansicht seiner Standesgenossen und seiner eigenen Tradition vollständig abweicht.

Siehst du, Viktor, das ist es eben, sagte der Prinz. Du betrachtest die Erde und alle Sterne vom Standpunkte eines Offiziers der Garde-Kavallerie aus. Aber du kannst nicht verlangen, daß bei einem Volke, das, so lange es existirt, durch die Ungunst des Geschicks hat schwachern und immer wieder schwachern müssen, Männer wie Du-Guesclin oder Taillefer oder Seyditz häufig sind. Deshalb ist dir das Volk unangenehm. Aber das ist einseitig, lieber Viktor. Ein alter Affe schneidet einmal keine schöne Frage! Man soll an allen Leuten das heraussuchen, was sie Lobenswerthes haben, und dergleichen findet sich immer, wenn man nur ehrlich sucht.

Der Graf zuckte die Achseln. Es war dies ein Punkt, über den er sich mit seinem Freunde und Wette Meriadec nicht verständigen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

